Es donnerte, daß die alten Mauern des Schlosses Hodolitsch erzitterten; aber in den von zuckenden Blitzen erleuchteten Gemächern achtete niemand auf das drohende Rollen. Wer hätte es auch beachten sollen! Etwa der Mann, der von Schmerzen gequält auf dem Krankenbett lag? Sein bald erbleichendes, bald fieberglühendes Antlitz verriet innere Wetter und Stürme. „Es ist dem Menschen gesetzt zu sterben und danach das Gericht“ – das bestätigt ihm ein untrüglicher Zeuge, das Gewissen. Ja, das Gericht! Und es gibt nicht nur ein Gericht, sondern zwei: das erste, daß der Mensch von seiner eigenen Sünde und dem Gewissen gerichtet wird; das zweite, furchtbarere vor dem Angesicht des allwissenden Gottes.

„Vater, was quält dich so?“ erklang es mit schmerzlich bewegter Stimme über dem Kranken.

Ein Jüngling von etwa 24 Jahren neigte sein von Trauer und Entsetzen verstörtes Antlitz zu dem Kissen herab, auf dem das halb verdeckte, von schmerzlichen Kämpfen zerwühlte Angesicht des Mannes ruhte.

„O Michael, mein einziger Sohn!“ Die fieberheiße Hand umschloß krampfhaft die Rechte des Jünglings. „Hüte dich vor der Sünde! Sie ist eine furchtbare Geisel, am furchtbarsten in der Todesstunde. Ich muß sterben, es gibt keine Hilfe, keine Hoffnung mehr, und dann vor Gott treten. Er weiß alles, er hat alles gesehen.“

„Vater, ängstige dich nicht vor Ammenmärchen! Du hast im Leben nicht an sie geglaubt; warum läßt du dir dadurch in der Todesstunde den Frieden trüben? Glaube mir! Ich komme soeben von der Universität. Dort habe ich Professoren der Theologie gehört, welche die Bibel besser kennen als du; sie alle lehren – und ich glaube, daß sie recht haben –, daß mit dem Tode alles zu Ende geht. Der Mensch kehrt zum Staube, zur Materie zurück; diese verändert sich aufs neue – und darin liegt die ganze Ewigkeit."

„Still, Michael, glaube ihnen nicht! Das ist gut genug, solange der Mensch gesund ist und voller Hoffnung ins Leben blickt. Aber im Angesicht des Todes sehen die Dinge anders aus. Ich weiß, daß ich vor Gott treten muß. Ich weiß, daß er mich richten wird, denn er hat alles gesehen, ja, ich fühle auch jetzt, wie sein Blick auf mir ruht. O, daß ich doch lieber nicht geboren wäre, anstatt jetzt mit dieser Last auf dem Gewissen im 47. Lebensjahr sterben zu müssen!"

Der Mann breitete die Hände aus und faltete sie dann krampfhaft über der Brust.

„Vater, wir sind allein, niemand hört dich, nur ich, dein Sohn; sage mir, was dich so quält, was du begangen hast."

Der junge Mann war zu Häupten des Kranken niedergekniet.

„Was ich begangen habe? Ach, was ich begangen habe! Er lag auf dem Sterbebett, dein Großonkel,

und es war kein anderer Zeuge da. Mir übergab er das Testament, in dem er achtzigtausend Gulden uns beiden, Stephan und mir, hinterließ. Aber ich wußte, daß in seinem Schreibtisch ein älteres Testament lag, aus einer Zeit, da er meinem Bruder zürnte. Dieses setzte mich zum Universalerben ein."

„Vater, und du?" forschte der erbleichte Jüngling.

„Ich vernichtete das Testament jüngeren Ursprungs und wurde der Universalerbe – und nun brennt mich dieser Diebstahl. Oder vielmehr, er hat mich immer gebrannt, besonders aber, seitdem Stephan gestorben ist. Ach, ich hatte ja keine Ahnung, daß er lungenkrank war. Die Ärzte schickten ihn nach Italien; er ging nicht, denn er hatte kein Geld. Hätte ich ihm jene Vierzigtausend gegeben, die ihm der Onkel hinterlassen hat, dann hätte er nicht länger unterrichten brauchen, sondern sich schonen können. So ist er gestorben, und ich trage die Schuld. Um meinetwillen ist sein Weib eine Witwe, sein Kind eine Waise. Darum muß ich im schönsten Mannesalter sterben, und dort werden wir zusammentreffen: mein Onkel, mein Bruder und ich. O, wie soll ich da bestehen! Könnte ich doch etwas wieder gutmachen! Aber wie? Bekennen und meinen – und deinen Namen beflecken?"

„Ach, Vater, das ist unmöglich!" stöhnte der Sohn. „Gib es ihnen so zurück, gib meinetwegen fünfzigtausend. Aber das geht auch nicht. Es wäre auffällig, warum du ihnen so viel vermachst, wenn ich doch

da bin. Ach, könnte ich dir doch helfen, ich würde alles tun; nur die Ehre unseres Namens kann ich nicht losen Mäulern preisgeben."

„Es wäre noch ein Weg ..."

Der Kranke schwieg einen Augenblick. Ein Ausdruck körperlicher Qual überflog sein Antlitz, aus den Augen blickte eine geängstigte Seele. Diese schienen den Sohn zu bitten: „Erbarme dich über mich!" – Die junge Brust hob sich in heftigen Zügen. Der junge Mann richtete sich auf. Ein männlicher, verzweifelter Entschluß sprach aus seinem Gesicht.

„Ich weiß, was du damit sagen willst. Nun verstehe ich, was du damals wünschtest. Ach, wenn ich geahnt hätte, warum du mir solch ein Joch auferlegen wolltest! Aber damit du erkennst, daß ich dich wahrhaft als Sohn liebe, will ich dir meine Freiheit opfern: ich werde Olga zur Frau nehmen und ihr zurückgeben, was ihrem Vater entzogen wurde. Wenn es eine Begegnung jenseits des Grabes gibt, dann sage beiden, deinem und meinem Onkel, daß dein Sohn mit seinem Lebensglück für deine Sünde bezahlt hat, daß sie gesühnt ist."

„Dank, Dank!" schluchzte der Mann. „Gott vergelte es dir, daß du mich retten willst. Aber wirst du dein Versprechen auch halten?"

„Hab' keine Angst, ich werde telegraphieren, daß die Tante mit ihr herkommen möchte. Ich will alles tun, nur lebe wieder auf, damit deine Augen noch sehen, daß wir ehelich verbunden sind."

Es blitzte kreuz und quer und donnerte, als sollte das alte Schloß aus den Fugen gehen.

Etwa zwei Stunden später betrat der Arzt das Krankenzimmer. Er konstatierte eine leichte Besserung im Zustand des Kranken; er schickte den Sohn zur Ruhe. „Legen Sie sich ein wenig hin“, sprach er, „wenn Sie nicht selbst krank werden wollen!“

„Nun, dazu fehlt wahrlich nicht viel“, brummte der junge Mann, als sich die Tür des Krankenzimmers hinter ihm geschlossen hatte. In seinem Inneren tobte ein Gewitter, ähnlich demjenigen, das draußen über Felder und Fluren niederging.

„Ich habe es versprochen, es hilft alles nichts. O Vater, wenn du wüßtest, was du mir abgezwungen hast! Wohlan, Olga, ich nehme dich, damit du jenen verwünschten Mammon zurückbekommst. Ich werde dir den Titel einer Frau Hodolitsch geben, aber ich werde niemals dein Gatte sein. Nein, niemals! Vielleicht wirst du dann selbst um Scheidung ansuchen und mich von jenen drückenden Fesseln befreien.“

Es donnerte noch einmal in weiter Ferne, denn das Unwetter hatte sich verzogen, und draußen wurde es still. Aber wann würden sich die Stürme legen, die in seinem Verlauf in einer jungen Seele entfesselt worden waren?

* * *

Etwa fünf Wochen waren vergangen. Auf dem großen Gutshof vernahm man Klagen und Weinen. Das zahlreiche Gesinde von Hodolitsch beweinte seinen soeben verschiedenen Herrn und klagte, daß er mitten in der Hochzeitsfeierlichkeit verschieden war. Der Pastor hatte soeben das Brautpaar gesegnet und das Schlußgebet noch nicht zu Ende gesprochen, da war im Hause Bestürzung und Wehklagen ausgebrochen. In dieser allgemeinen Trauer, da der Sohn den Vater, die Dienerschaft den Herrn beweinte, und alle voll beschäftigt waren, um die Vorbereitungen zum Begräbnis zu treffen, war die einzige überflüssige Persönlichkeit – die junge Braut. Sie saß in ihrem verdrückten Schleier mit dem ein wenig schief befestigten Brautkranz einsam und untätig in einer Sofaecke.

Sie hatte die mageren Hände um die Knie geschlungen und blickte nun mit trostlosen Augen durch das hohe Fenster. Sie war noch ganz jung, kaum sechzehn Jahre alt. Ihre hochaufgeschossene, unentwickelte Gestalt war voller Ecken und Kanten, was die Jugend in diesem Alter so wenig anziehend erscheinen läßt. Sie hatte scharfe Gesichtszüge, bleiche, eingefallene Wangen und große, tiefliegende Augen. Das weiße Kleid von halb städtischem, halb bäuerlichem Schnitt verriet das Dorfmädchen. Hände und Füße waren viel zu groß und zu plump für die weißen Schuhe und Handschuhe. Der bange, fragende, ängstliche Gesichtsausdruck,

die tiefe Trauer in den schwarzen Augen erregten Mitleid. Ja, die ganze Erscheinung schien um Mitleid zu bitten. Aber in dem Antlitz des jungen Bräutigams, der soeben zur Tür eintrat, war nichts von Mitleid zu sehen. Er heftete seine noch von Tränen feuchten Augen auf die zusammengekauerte Gestalt, und Eiseskälte durchdrang sein Herz bei dem Gedanken, daß er, „der schöne Hodolitsch“, wie sie ihn auf der Universität genannt hatten, nunmehr der Gatte jener Person war. O, wie widerwärtig war sie ihm! Und von heute an hatte sie ein Recht auf ihn! Was sollte er mit ihr beginnen? Es ist wahr, sie kam vom Sterbebett ihrer Mutter, seit einer Woche war sie völlig verwaist. Aus tiefster Seele hätte er sie bedauert, hätte er ihr nicht just vor einer Stunde Treue schwören müssen. Das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihn. Unfähig, dieselbe zu beherrschen, trat er ans Fenster.

„Olga, geh’ dich umziehen!“ Seine Stimme zitterte. Sie blickte erschrocken auf.

„Ich habe ja nichts. Ich weiß nicht, wo mein Koffer steckt.“

„Ich werde dafür sorgen, daß er dir gebracht wird“, entgegnete er kalt und ging fort.

Etwa eine Viertelstunde später betrat sie die Halle, in der der Verstorbene aufgebahrt lag. Sie trat zu der Leiche. Noch immer fühlte sie, wie er sie umarmt und geküßt, wie sehr er sich über ihr Kommen gefreut hatte. Er hätte sie lieb gehabt, aber er

lebte nicht mehr. Und sie, was sollte sie hier? Was sollte sie hier in diesem großen, prächtigen Haus anfangen, unter lauter fremden Leuten, die sie alle so seltsam ansahen?! Jetzt in dem dürftigen schwarzen Kleid, sah ihre Gestalt noch unvorteilhafter aus. Sie hatte sich zuvor im Spiegel gesehen. Sie fühlte nur zu gut, daß sie nicht in diesen Reichtum paßte. Sie war daheim in Armut aufgewachsen. Sie hatte sich gefürchtet, hierher zu gehen, und dennoch war sie gerne gekommen. Sie war es von daheim gewöhnt, Kranke zu pflegen. Lange hatte sie den Vater, dann die Mutter gepflegt. Nun hatte sie gehofft, auch den Onkel pflegen zu dürfen. Aber er war gestorben, was sollte sie nun anfangen? Vor ihm – sie blickte sich scheu um – empfand sie Furcht. Er blickte so kalt, und er war so schön und unnahbar. Sie erschien sich neben ihm so elend, so häßlich – ach, warum war sie nur hergekommen! Aber sie mußte dieses Gefühl überwinden.

Jener schöne, junge Mann war ihr Gemahl, aber er war so kalt zu ihr.

Sie kniete an der Leiche hin und weinte. Niemand störte sie, niemand kam und tröstete sie. Sie war hier ganz fremd, ganz verwaist. Nirgends auf der weiten Welt gab es ein Herz, an das sie sich schmiegen durfte. O, wie sollte sie nur leben?!

Mehrere Tage waren vergangen. Das prunkvolle Begräbnis mit dem darauffolgenden Mahl war vorüber. Ein Mensch war von der Erde gegangen, der

zwei sehr unglückliche Herzen zurückgelassen hatte. Diese wenigen Tage hatten dem jungen Hodolitsch genügt, um ihn in seiner Abneigung gegen die ihm aufgezwungene Gattin zu bestärken. Wenn sie sich ihm nur näherte, war es ihm, als müßte er abwehrend die Hand ausstrecken. Als sie es am Sarg seines Vaters gewagt hatte, ihn anzureden, ihm ein Wort des Trostes zu sagen und ihm dabei schüchtern die Hand auf die Schultern gelegt hatte, da hätte er diese Hand – wären nicht fremde Leute zugegen gewesen – am liebsten abgeschüttelt wie ein ekles Gewürm.

Ihre Stimme, die sie kaum dreimal am Tag hören ließ, reizte ihn sehr durch ihre Unsicherheit. Und ihre unbeholfenen, von Mangel an Bildung zeugenden Antworten im Verein mit ihrem linkischen Benehmen verrieten nur zu deutlich, daß sie daheim in ärmlichen Verhältnissen nichts anderes gewesen war als eine Dienstmagd, die in keiner Weise zur Herrin eines Großgrundbesitzes paßte. Am Tag nach dem Begräbnis bemühte sich der junge Hodolitsch nicht mehr, seine Gefühle zu verbergen. Er wollte ihr von vornherein ins Bewußtsein bringen, welch ein Verhältnis zwischen ihnen bestehen sollte, daß sie von ihm nicht erwarten durfte, was er ihr nicht geben konnte: Liebe, Achtung und ein Recht an seiner Person. Das einzige, was er ihr geben konnte, waren jene Tausende, um derentwillen er sie hatte heiraten müssen. Armes, junges Herz!

Wenn er dachte, daß sie das nicht empfand, irrte er sehr. Sie empfand es, sie erbebte in schmerzlicher Überraschung. Und in ihr lebte die eine große Frage: „Warum hat man mich hierher gerufen, wenn niemand, niemand meiner Hilfe bedarf und wenn ich in keiner Weise hierher passe?“

* * *

Auf den trüben Wellen der Donau glitt ein Schiff dahin. Seine Beleuchtung erhellte die Finsternis der Herbstnacht. Von all den Reisenden, welche die drei Klassen füllten, befand sich nur einer auf Deck. Seine Augen blickten in die Ferne, als wollten sie noch einmal – ach, zum letzten Mal – die Ufer der Heimat sehen. Aber, als das nicht gelang, warf er sich auf eine Bank und stöhnte so schmerzlich, wie es nur ein gequältes Herz vermag. Kein Wunder! Wer kann die Tiefe des Schmerzes ermessen, wenn ein junges Herz, von Verzweiflung getrieben, die Ufer der Heimat verläßt?

Der Reisende beachtete es nicht, daß das Schiff hielt und das Zwischendeck sich mit neuen Passagieren füllte. Für ihn schien auf der Welt nichts mehr vorhanden zu sein. Er fuhr erst zusammen, als eine teilnehmende Stimme seinen Namen rief.

Er hob den Kopf und sprang auf. Das Licht vom Ufer beleuchtete die schlanke Gestalt eines jungen Mannes.

„Duro! (sprich: Djuro) Du? Unmöglich!“

„Wohl möglich, Michael!“

„Aber wohin willst du?“

„Zu dir!“

„Wie? Wer hat dich geschickt?“

„Niemand. Ich habe deinen Brief rechtzeitig erhalten. Aber komm in die Kabine, wir müssen miteinander sprechen.“

Wenige Augenblicke später standen sich die beiden jungen Männer in dem engen Raum gegenüber.

„Duro, mein Freund, warum hast du diese Reise unternommen? Sie kann dir schaden“, sprach der Jüngere besorgt.

Der Ältere setzte sich auf das Sofa. „Wohin willst du eigentlich?“

„Nach Brasilien. Wie du weißt, wurde mir die Stelle dort wiederholt angeboten.“ Der junge Mann fuhr sich in das dichte Haar.

„Und wozu soll dir Brasilien dienen? Ist dir der Besitz von Hodolitsch nicht groß genug? Hast du nicht genug heimatlichen Boden?“

„Genug, ja zuviel; aber er brennt mir unter den Füßen. Halte mich nicht zurück, Duro. Bleiben kann ich nicht, das weißt du doch. In meinem Kummer habe ich dir alles anvertraut. Aber ich muß noch hinzufügen: Die Tat meines Vaters hat den Fluch mit sich gebracht. Wir haben große materielle Verluste erlitten, so daß es mir nicht möglich ist, Olga auszuzahlen; und bevor jene unseligen Vierzigtau-

send nicht auf ihren Namen auf der Bank deponiert sind, habe ich keine Ruhe. Den ganzen Besitz kann und will ich nicht verkaufen. Er ist nicht nur ererbt, es sind auch die Schwielen und ein Stück von dem Wesen meines unglücklichen Vaters darin vergraben. Darum muß ich in die Fremde gehen und arbeiten, und ich kehre nicht früher zurück, als bis ich den fehlenden Betrag glücklich beisammen habe."

„Und inzwischen wird der wunderschöne Besitz von Hodolitsch veröden."

„Das wird nicht geschehen. Ich habe deinen Vater gebeten, die Aufsicht zu übernehmen. Du kennst ihn ja, er wird für alles sorgen, ja den Besitz in die Höhe bringen. Ich habe ihn aus seiner Ecke hervorgeholt. Wozu soll er noch weiterhin landwirtschaftliche Artikel schreiben, die doch niemand beachtet? Mag er nun seine Ideale in die Praxis umsetzen. Ich habe ihm völlig freie Hand gelassen." „Und was hat sie zu deiner Reise gesagt?" „Sie?!" Eine Wolke bedeckte das schöne Gesicht des Angeredeten. Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ihr bin ich keine Rechenschaft schuldig."

„Michael! Sie ist zwar deine ungeliebte, aber immerhin deine Gattin."

„Ach, Duro, wenn du sie wirklich kennen würdest, würdest du barmherzig mit mir sein und mich bloß nicht an jenes verkörperte Unglück meines Lebens erinnern."

„Dennoch bitte ich dich, teile mir mit, was dich so sehr abstößt.“

„Alles, Duro, vor allem ihre Häßlichkeit. Und dann bedenke, sie hat auch nicht die geringste Bildung. Ich weiß, es gibt genug dumme Frauen, aber die sind wenigstens hübsch. Aber häßlich und dumm, das ist zuviel. Wozu waren mir alle Ideale und jugendlichen Träume, wenn mich der eigene Vater an solch ein unerträgliches Geschöpf gebunden hat?“

„Wie alt ist sie wohl?“

„Noch ein Kind, kaum 16 Jahre alt. Aber wenn sie sich wenigstens durch kindlichen Liebreiz auszeichnete! Aber man bekommt kein Wort aus ihr heraus. Wir haben fast ein Vierteljahr nebeneinander gelebt; ich weiß nicht, ob ich sie hundert Worte aussprechen hörte. Sie hat nur aufgeräumt, gefegt, gekocht, für den Winter eingekocht und ist dabei wie ein Gespenst durchs Haus gehuscht.“

„Michael, war in dieser Arbeit Harmonie? Offenbarte sich Geist darin?“

„Das weiß ich nicht; aber – sie paßte zu nichts anderem als zu einer Dienstmagd.“

„Hast du dich überzeugt, ob nicht doch etwas Höheres in ihr schlummert? Ist denn gar nichts in ihr, was man entwickeln könnte?“

„Nein, Duro, ich versichere dir, sie ist das dümmste Dorfgänschen, das du je gesehen hast. Bitte, sprich nicht länger von ihr. Ich weiß, daß sie aufge-

atmet hat, als ich fortging, so gut wie ich aufgeatmet habe."

„Erlaube, daß ich dir etwas erwidere. Wenn ich an deiner Stelle wäre, wenn ich mich für meinen Vater geopfert hätte, um ihn von seinen Gewissensqualen zu befreien, dann würde ich mein Opfer auch vollenden. Und zwar, indem ich das Mädchen, welches schuldlos an meine Seite gefesselt, um des Mammons willen verkauft wurde, um jenes Mammons willen, der mich so unglücklich gemacht hat, zu mir emporheben. Wenn ich ihr nicht die Liebe des Gatten schenken könnte, würde ich ihr die Liebe des älteren Bruders entgegenbringen. Ich würde nicht vergessen, daß sie meine nächste Verwandte ist. Es gibt Leute, die ihr ganzes Leben unter Idioten zugebracht haben, um jene Unglücklichen leben und denken zu lehren. Nun, ihnen möchte ich ein wenig in ihrer Selbstaufopferung gleichen. Ich würde meine Frau denken lehren und mir eine Freundin an ihr erziehen. Du hast so leichthin gesagt: häßlich und dumm. Weißt du, was für ein furchtbares Urteil das ist? Wenn deine Frau weder Schönheit noch weiblichen Liebreiz hat und überdies noch beschränkt ist, wie unglücklich muß sie heute schon sein! Und wie tief unglücklich wird sie ihr ganzes Leben lang sein!"

„Kann ich dafür?" brauste Hodolitsch auf. „Doch, du kannst dafür, denn es wäre deine Pflicht, sie ver-

gessen zu lassen, wie stiefmütterlich die Natur sie behandelt hat.“

„Höre auf, Duro, du hast leicht reden. Heute oder morgen wird Zora die Deine. Dem Bräutigam des schönsten Mädchens von Z. steht es wohl an, mir Moralpredigten zu halten.“

Das Antlitz des Angeredeten wurde noch um einen Schein bleicher. Er fuhr sich mit der Hand durch sein kastanienbraunes Haar.

„Zora hat vergangene Woche ihre Verlobung mit Konstantin N. gefeiert.“

„Duro – und du?“ Stürmisch umarmte Michael den Freund.

„Ich war anwesend und habe ihnen herzlich gratuliert. Die Meinige hätte sie ja doch niemals werden können.“

„Warum denn nicht? Ist deine Praxis als Arzt nicht groß genug?“

„Das wohl, aber meine Tage sind gezählt.“

„Sprich nicht so! Deine Krankheit ist nicht solcher Art, daß du gleich sterben müßtest.“

„Dennoch darf ich nicht daran denken, mir eine Familie zu gründen, wenn ich nicht nach wenigen Jahren eine unglückliche Witwe und kranke, lebensunfähige Kinder zurücklassen will. Ich würde nicht davon sprechen; du bist der erste, dem ich mein Innerstes offenbare. Aber du sollst mir glauben, daß ich es gut mit dir meine, daß ich mit dir fühlen kann. Dich und mich hat das Gewissen gezwungen,

dem Erdenglück zu entsagen. Was uns beiden geblieben ist, ist die Pflicht gegen die Menschheit. Auch du, Michael, wirst sie erfüllen. Du wirst heimkehren und dich des armen Wesens annehmen, welches die Welt deine Gattin nennt."

„Nur die Welt nennt sie so. Sie ist es nicht und wird es niemals sein. Wenn mich der Tod nicht ereilt, werde ich nach Jahren zurückkehren, aber nur, um die Scheidung zu beantragen. Solange ist sie die Herrin auf Hodolitsch. Dann kann sie als reiche Partie fortgehen und sich einen Lebensgefährten nehmen."

„Michael, und wenn du sie bei deiner Rückkehr so wiederfinden würdest, daß sie dir ebenbürtig zur Seite stehen könnte, würdest du sie als die Gabe eines günstigen Geschickes annehmen?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Ich will es dir erklären. Mein Vater ruft mich zu sich. Er leidet sehr bei dem Gedanken, mich früh verlieren zu müssen. Er würde weniger leiden, wenn er mich in seiner Nähe wüßte. Ich will das kurze Leben, das mir bleibt, im Dienst unseres Volkes verbringen. Ich habe mich mit dem Gedanken an den Tod abgefunden und will dafür anderen Leben bringen. – Wenn du nichts dagegen hast, möchte ich mich Olgas Erziehung annehmen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, den in ihr schlummernden, vielleicht zurückgedämmten, aber doch lebenden Geist zu erwecken. Erlaubst du es mir?" Ein gezwun-

genes Lachen durchflog die Kajüte. „Ich gratuliere im voraus zu deinem Erfolg. Aber, Scherz beiseite, Duro. Es freut mich sehr, daß du zum Onkel gehst, daß du in meiner geliebten Heimat wohnen wirst. Nimm nur mein Zimmer in Besitz und pflege dich ordentlich, damit ich dich bei meiner Rückkehr gesund wiederfinde.“ „Du erlaubst mir also, mich Olgas Bildung anzunehmen?“ „Von Herzen gern. Wenn du etwas erzielst, um so besser für sie in ihrem ferneren Leben. Ich kann ihr ja doch nichts anderes geben als jenen Mammon, dem zuliebe ich das Opfer der freiwilligen Verbannung auf mich nehme. Gib du ihr etwas Besseres, wenn du kannst, denn ich will nicht, daß sie sich unglücklich fühlt. Wenn jemand ein Opfer bringen soll, dann will ich es allein tragen.“

* * *

In jener Nacht saß die blutjunge Frau Hodolitsch am offenen Fenster und blickte so starr in die Finsternis, wie dort am Schiff ihr Gatte. Die gefalteten Hände ruhten im Schoß; mit ihrem unbeweglichen Antlitz und dem Ausdruck tiefer Trauer glich sie einer Statue. Aber was lebte, was stürmte wohl in dieser jungen, heftig auf und nieder wogenden Brust? Im Haus war längst alles zur Ruhe gegangen, nur sie saß hier einsam und allein. Im Geiste wiederholte sie sich – ach, zum wievielten Male wohl! die Wor-